Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **20 (1938)**

Heft 29

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 22. Juli 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 29

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Erziehung zur und durch Musik
Der Heimat dienen IV
Vom Schicksal eines Frauenbuches

Wochenchronik

Inland.

Unsere schweizerische Politik hat Ferien! Demgemäß wird auch unser Wochenbericht kurz ausfallen. Immerhin gibt es ein Problem, das allem Ferienbedürfnis zu trotzen vermag: die **Verlängerung des Finanzrates** ebbt auf dem Wege des dringlichen Bundesbeschlusses. Bekanntlich sieht der Bundesrat nach dem Scheitern der Finanzreform im Parlament dies als den gegebenen Weg an. Bekanntlich aber auch hat sich dagegen bereits eine lebhafte Opposition erhoben. Die Geschäftsleitung der schweizerischen sozialdemokratischen Partei protestiert nun in einem offenen Schreiben an den Bundesrat gegen die geplante Verlängerung und richtet an ihn das dringliche Gesuch, ohne Verzug Vertreter der großen Landesparteien mit den Vorsitzenden beider Räte und den Fraktionspräsidenten einzuberufen, um in gemeinsamer Beratung die Voraussetzungen für eine verfassungsmäßige Finanzreform zu schaffen. Desgleichen hat die radikal-demokratische Fraktion der Bundesversammlung und die Geschäftsleitung der schweizerisch-freisinnig-demokratischen Partei mit allen gegen eine Stimme sich grundsätzlich gegen die bloße Verlängerung entschieden und sich zur Ausarbeitung einer Verfassungsvorlage zu Handen des Volkes und der Stände entschlossen. In diesem Sinne wird die Fraktion mit den übrigen größern Gruppen der Bundesversammlung in Verbindung treten.

Das **schweizerische Aktionskomitee gegen das Strafrecht** hat beschlossen, sich nach „getaner Arbeit" nicht aufzulösen, sondern einen Aktionsausschuß einzusetzen, um die Zusammenarbeit aller föderalistischen Kräfte zu organisieren und die föderalistischen Gesichtspunkte in allen Landesfragen wirksam zur Geltung zu bringen.

Ausland.

Das Ereignis der Woche ist der **Besuch des englischen Königspaares in Paris.** Das junge sympathische Herrscherpaar ist hier nicht nur mit großem Glanze, sondern auch mit ebenso großer Herzlichkeit empfangen worden. Denn der Bedeutung des Besuches ist man sich diesseits, aber auch jenseits des Kanals wohl bewußt. Sie liegt in der augenfälligen Demonstration der engen Verbundenheit, der „Entente Cordiale" der beiden Völker, die, wie der König und Präsident Lebrun in ihren Trinksprüchen sagten, noch nie, selbst in der Zeit des Weltkrieges nicht, so herzlich war wie heute und die eine Garantie des europäischen Friedens bedeutet. So lange diese beiden großen Demokratien Seite an Seite bleiben und ihre großen Machtmittel gemeinsam einzusetzen in der Lage sind, so lange wird kaum eine andere Macht wagen, einen Krieg zu entfesseln. So liegt auch etwas von der Sehnsucht der Menschen nach Frieden in der Anteilnahme, mit der allerorten der englische Königsbesuch verfolgt wird. Sogar die deutsche Presse widmet ihm sympathische Worte.

Der englische Außenminister Lord Halifax begleitet den König. Die Gelegenheit zur persönlichen Aussprache mit den französischen Ministern mag allen Teilen nur willkommen sein. An „Stoff" fehlt es wahrhaftig nicht. Die **spanische** und die **tschechoslowakische** Frage geben allein schon Anlaß genug. Daladier hat vor den Besuchstagen einen vielbesprochenen Brief an Chamberlain gerichtet, in dem er seinen Befürchtungen namentlich über die in der letzten Zeit wieder heftiger gewordene italienische Agression gegen Frankreich und über die Folgen einer verstärkten Intensivierung des englisch-italienischen Osterabkommens für die französischen Interessen Ausdruck gab, wenn es nicht gelinge, gleichzeitig auch zu einem französisch-italienischen Uebereinkommen zu gelangen. Chamberlain soll Daladier beruhigt haben, daß England die französischen Interessen in keinem Falle außeracht lasse.

Dann die **tschechoslowakische Frage,** die wieder in ein akutes Stadium zu treten scheint! Die deutsche Presse trommelte wieder einmal auf die Tschechoslowakei los, beschuldigte sie der erneuten Mobilisation und fuhr trotz eines energischen Dementis damit fort. Die Verhandlungen um das Nationalitätenstatut sind nämlich annähernd bis zur Parlamentsreife gediehen. Das Parlament ist denn auch bereits auf den 21. Juli, dann aber Mitte August einberufen worden und es steht heute schon fest, daß die Annahme des Statuts mit einer zwei Drittel bis sogar drei Viertel-Mehrheit gesichert scheint. Benesch und Hodza versicherten wiederholt, daß sie bis an die Grenze des Möglichen gehen werden, die Sudetendeutschen dagegen scheinen es daran fehlen zu lassen. Noch immer bestehen sie auf der völligen Erfüllung ihrer Postulate. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hinter dem Mangel an Entwilligkeit den deutschen Einfluß vermutet, daher auch die immer wiederkehrende deutsche Begleitmusik. Erst dieser Tage noch haben die Sudetendeutschen das an die Regierung gerichtete Memorandum mit ihren letzten Forderungen veröffentlicht und sich trotz allen bisherigen Verhandlungen darüber beklagt, daß ihnen das neue Statut überhaupt noch nicht zu Gesicht gekommen sei. Die tschechoslowakische Regierung hat sich nun doch entschlossen — und offenbar auch Frankreich und England dafür gewonnen —, die Einberufung des Parlaments abermals zu vertagen, um zu versuchen, vor der parlamentarischen Behandlung zu einer Einigung mit den Sudetendeutschen zu kommen. Die Situation bleibt aber kritisch. Es zirkulieren Gerüchte, daß Hitler 100.000 Mann in aller Eile an die Rheingrenze zum schleunigen Ausbau der dortigen Befestigungen beordert und die Verdoppelung der Luftwaffe angeordnet habe. Außerdem haben in England deutsche militärische Aeußerungen (die zwar heftig dementiert werden) über deutsche strategische Absichten in Spanien das größte Mißtrauen wachgerufen, so daß es darüber zu Anfragen im Unterhaus kam. Nun war dieser Tage der persönliche Adjutant Hitlers, Hauptmann Wiedemann, in geheimer Mission in London. Er soll Lord Halifax beruhigende Zusicherungen überbracht und die Bereitschaft Hitlers zu friedlicher Lösung der tschechoslowakischen Frage und den Wunsch nach einer Verständigung mit England ausgedrückt haben. Die deutsche Presse dementiert zwar auch hier, das Dementi könnte in diesem Falle aber eher eine Bestätigung bedeuten. Auch darüber wird Lord Halifax und die französischen Minister einiges zu reden haben. Jedenfalls sind sie einig, daß dem tschechoslowakischen Problem gegenüber äußerste Wachsamkeit und nach wie vor das einmütigste Hand-in-Hand-gehen notwendig sei.

Mittlerweile waren die beiden **ungarischen Minister** Imredy und Kania in **Rom** zu Besuch, um sich mit Mussolini über die seit dem Anschluß geschaffene neue Lage im Donauraum und über die Stellung Ungarns innerhalb dieser Lage auszusprechen. Beide Teile betonten auffallend ihre Friedensliebe und die Nichtausschließlichkeit ihrer Bestrebungen.

Zwischen **Rußland** und **Japan** sind wegen Grenzstreitigkeiten in der Mandschurei ernste Differenzen ausgebrochen. Rußland will zwar in seinen Ansprüchen nicht zurückweichen, gibt sich aber Mühe, zu beruhigen, während Japan Rußlands Vorgehen als „untragbare Provokation" empfindet.

Einen erfolgreichen **Abschluß** hat die **Konferenz** von **Evian** gefunden. Die Schaffung eines ständigen Sekretariates in London wie eines Ausschusses der an der Konferenz vertretenen Mächte ist beschlossene Sache. Beide Instanzen werden nun die bisher ungeordnete Auswanderung in eine planmäßige zu lenken trachten, denn daß Aussichten auf vermehrte Auswanderungsmöglichkeiten bestehen, hat die Konferenz deutlich und glücklich ergeben. Und so begleiten nun die wärmsten Wünsche aller menschlich Gutgesinnten die hoffnungsvoll aufgenommene neue Arbeit.

Ueber Liebe und Ehe in Indien

Auch wer schon längere Zeit in Indien lebt, wird immer wieder staunend und betroffen feststellen, wie sich alte, von Urvätern überkommene Lebensformen und Lebensanschauungen, alte überlieferte Sitten und Gebräuche in einem durch moderne Technik und das Eindringen westlicher Zivilisation äußerlich vollkommen umgestalteten Leben erhalten haben. Besonders auffallend ist dieses Nebeneinander von Alt und Neu in dem Leben einer modernen indischen Frau und wird besonders deutlich, wenn man sich das Eheschließungsrecht in Indien vergegenwärtigt.

Die Eheschließung nach Hindurecht ist nicht wie bei uns ein gegenseitiger Vertrag zwischen den beiden Eheschließenden, sondern die Uebereignung des Mädchens durch den Vater an den Bräutigam, bzw. wenn dieser zu jung ist, an dessen Vater. Die Tochter wird bei der Wahl des zukünftigen Ehemannes nicht gefragt, ihre Zustimmung ist weder vor noch bei der Eheschließung nötig, ja, sie braucht nicht einmal die Bedeutung der ganzen zeremoniellen Handlung zu verstehen und ist doch rechtsgültig verheiratet und gezwungen, ihr ganzes Leben mit dem ihr vom Vater bestimmten Mann zu verbringen.

Dieses ausschließliche Bestimmungsrecht des Vaters oder Vormundes über das Mädchen hat seinen Grund und seine ursprüngliche Berechtigung in der religiösen Vorschrift, nach der ein Mädchen bei Eintritt der Pubertät verheiratet sein soll und der Ansicht, daß der Vater, der nicht dafür gesorgt hat, sich einer schweren Sünde schuldig macht.

Dieses väterliche Recht hat sich aber bis heute unter völlig veränderten äußeren Verhältnissen aufrecht erhalten. Obwohl in neuerer Zeit durch gesetzliche Vorschriften die Kinderehe verboten und unter Strafe gestellt ist und das Eheschließungsalter für Mädchen auf 14, für Knaben auf 18 Jahre festgesetzt worden ist, obwohl ferner unter dem Einfluß des Westens und unter dem Zwang ökonomischer Verhältnisse das Eheschließungsalter besonders in den Städten weit über das vorgeschriebene Mindestmaß hinausgeschoben wird, obwohl das Leben des jungen gebildeten indischen Mädchens sich grundlegend von dem früherer Generationen unterscheidet, wird es weiter von allen Beteiligten als selbstverständlich angesehen, daß die jungen Leute die Wahl ihres Ehepartners ihren Eltern überlassen. Das moderne junge Mädchen studiert, macht Examina, wird Lehrerin oder Ärztin, fährt ihr eigenes Auto, lernt sogar schon Flugzeug fahren, aber für ihre Eheschließung sorgen ihre Eltern in derselben Weise, wie es die Eltern des kleinen ungebildeten Dorfmädchens tun. Ich selbst kenne eine junge Lehrerin, die in einer Mädchenschule Englisch und Naturwissenschaften unterrichtet. Ich hörte gelegentlich ihrem Unterricht zu und fand, daß sie sich in keiner Weise von einer sympathischen, modernen, europäischen Lehrerin unterscheidet. Eines Tages erzählte sie mir, daß sie zwei Wochen Urlaub genommen habe: ihre Eltern hätten ihre Hochzeit festgesetzt und sie aufgefordert, in ihre Heimatstadt zu kommen. „Und Ihren zukünftigen Mann kennen Sie noch gar nicht?" fragte ich, obwohl ich damals schon über die indischen Ehesitten Bescheid wußte, aber doch unwillkürlich bei einer so gebildeten berufstätigen Frau etwas anderes erwartete. „Nein," sagte sie lächelnd, „den sehe ich zum erstenmal bei der Trauung."

Nun wird nur haben die jungen Leute bei der Wahl ihrer Ehepartner keinen Einfluß; in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle dürfen sie sich auch vor der Hochzeit nicht einmal sehen und sprechen. Zwar kommt es jetzt gelegentlich vor, daß der junge Mann, der vielleicht in Europa studiert hat oder auch nur durch europäische Literatur und häufigen Kinobesuch „verdorben" ist, sich nicht mehr ausschließlich auf die Versicherungen von Mutter und Schwester über die Schönheit und Tugend der ihm Auserwählten verlassen will und das ungewöhnliche Verlangen stellt, das junge Mädchen wenigstens einmal gesehen zu haben, bevor er sich endgültig bindet. Liegt beiden Seiten viel an dem Zustandekommen der Ehe, so fügt man sich kopfschüttelnd diesen merwürdigen Einfällen des jungen Mannes und arrangiert mit allerlei Kunstgriffen ein „zufälliges" Zusammentreffen. Bei einem jungen Mann, den ich kannte, wurde das so gemacht, daß er gerade an dem Haus vorbeiging, in dem die ihm bestimmte Braut wohnte, als diese in Begleitung ihrer Mutter herauskam, um in ein Auto zu steigen. Ob man dem jungen Mädchen wirklich nichts davon gesagt hatte, ist zweifelhaft. Jedenfalls trug sie einen herrlichen Sari, hatte ihr lieblichstes Lächeln aufgesetzt, sah überhaupt wunderschön aus und der junge Mann gab umgehend seine Einwilligung zur Verlobung.

Nur in seltenen Fällen dürfen vorher Photographien ausgetauscht werden. Selbst nach der Verlobung gestatten nur ganz moderne Eltern ein Sichkennenlernen der jungen Leute, das sich dann aber auch nur in Gegenwart zahlreicher Verwandten der Braut abspielt, und bei dem die beiden Beteiligten kaum Gelegenheit haben, miteinander zu sprechen. Und auch ein solches Zusammentreffen wird nur erlaubt, wenn die Verlobung perfekt ist, die Zeremonie beendet, die Geschenke ausgetauscht. Denn man will mit Recht das Mädchen nicht der Gefahr aussetzen, von dem Bräutigam verschmäht zu werden, was natürlich ihre weiteren Heiratschancen erheblich mindern würde. Auch wird ein solches Zusammentreffen gewöhnlich nur ein einziges Mal gestattet, danach dürfen sich die jungen Leute bis zur Hochzeit nicht mehr sehen.

Gibt es also keine Liebesbeziehungen unter den jungen Leuten in Indien? fragt man erstaunt. Kein Hofmachen, keine Mondscheinspaziergänge, keine verbotenen Stelldicheins, keine heimlichen Küsse beim Dorfbrunnen, kein zärtliches Händedrücken im dunkeln Kino, keinen Flirt, keine Liebe und keine Romantik? Die Antwort ist tatsächlich: Nein, vor der Verheiratung nicht.

Bei uns kommt die Liebe nach der Ehe, sagte mir einmal ein junger Ingenieur, der jahrelang in Europa gelebt hatte, und weiter fuhr er fort: „Wie sollte es auch anders sein? Wenn man zwei normale gesunde unverdorbene junge Menschen zusammentut, muß sich doch aus ihrem Zusammenleben die Liebe entwickeln." „Aber wenn sie nun nicht zusammenpassen" fragte ich, „sie haben doch vorher keine Gelegenheit gehabt, sich kennenzulernen? Wenn sich nun herausstellt, daß sie miteinander nicht glücklich werden können?" „Und wie ist es in Europa," erwiderte der junge Inder lächelnd, „stellt sich nicht da manche aus gegenseitiger Liebe und mit den größten Erwartungen geschlossene Ehe als Irrtum heraus? Wir in Indien glauben, im Gegenteil, daß die Wahl der Eltern, die diese aus ihrer Erfahrung und Menschenkenntnis, aus ihrer Liebe und Sorge um die Kinder heraus

Ich bleibe in Zürich zurück

Wienerinnen reisten zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts wenig. Sie bewegten sich leicht und frei überall in ihrer Heimatstadt, auch auf dem Platzel und im Garten ihrer Sommerfrische, sowie in dem ländlichen Gasthaus, wo die Wirtin und ihre Tochter sie als alte Bekannte begrüßten. Was aber in internationalen Hotels der Brauch war, wußten sie nicht.

Unsere Mutter fragte den würdigen Dienstmann, der auf dem Bahnhof in Zürich unser Gepäck ergriffen hatte, wo hier ein Unterkommen für uns sei. Suchen sie, frage er zurück, als müßte das zunächst einmal festgestellt werden, ein Hotel ersten oder zweiten Ranges? Diese anerkannte Einteilung kam unserer Mutter merkwürdig vor. Anständig soll es sein, sagte sie, nicht ein Treffpunkt, wie es doch deren gibt, für allerhand Reisende, sondern passend für eine Frau mit Kindern, sauber, aber ohne Luxus. Also zweiten Ranges, faßte der Dienstmann zusammen.

Er brachte uns in eines jener Häuser, in denen vom Hineingehen bis zum Herausstreten, vom Waschen und Frühstücken bis zum Schlafengehen, jeder tägliche Vorgang seines Reizes entkleidet wird. Nicht nur sind Läufer und Tapeten anmaßend und garstig zugleich, sondern die angestellten Menschen bewegen sich wie Automaten und setzen noch ihren Stolz darein.

Wer noch nicht mit dem Leben abgeschlossen hat, flieht vor einem solchen Ort, und wir fragten uns noch am nächsten Vormittag zur Pension Boller im Riesbach durch. Gott sei Dank: das Hotel zweiten Ranges war also nicht für die Schweiz oder gar für die ganze Welt außerhalb Oesterreichs maßgebend, sondern ein vereinzelter gottverlassener Ort. Warum mochte uns nur der würdige Gepäckträger gerade dahin gewiesen haben? Da war Pension Boller anders: ein niedriger Bau stand im Garten, und die Kastanienbäume reichten ihre Zweige zu den halbgeöffneten grünen Fensterläden in die Zimmer hinein. Die hölzerne Treppe glänzte wie ein Wohnraum, und im Eximmer lehnte gegen eine Blumenvase eine französisch abgefaßte Speisefolge, die wie eine Schönschreibaufgabe für die Schule aussah. Es war halb Mittagszeit, Herr Boller forderte uns auf, Platz zu nehmen, und wir hielten mit. Eine Sacktochter reichte unter häufigem Tellerwechseln und mit freundlichem Auffordern die Gerichte herum, die sich als wohlbekannt und wohlschmeckend erwiesen. Schweizer aus anderen Städten saßen in ihren gutem Kleidern am Tisch, aßen mit leisen und sicheren Griffen, und unterhielten sich flüsternd und höflich miteinander.

Hierher ließen wir nach dem Essen gleich unsere Koffer kommen, von hier aus spazierten wir zum erstenmal in Ruhe an den See hinab. Der lag in der Sonne funkelnd da, lachend und elegant, mit weißen Segeln bedeckt, in der Ferne von einer Reihe zart in den Himmel getuchter Berge abgeschlossen. Es sah alles aus, als habe es hier niemals Not und Tod gegeben. Leichte Dampfschwalben trennten von Ufer zu Ufer herüber und hinüber, und auch das Abrufen der Haltstellen, das Aus- und Einsteigen, ging so glatt und leicht vor statten, als wäre noch nie ein Mensch dabei ins Wasser gefallen, ja, als hätte auch nie Einer sich dabei geirrt oder auch nur auf dem Schiff etwas vergessen. In Wien dagegen sah man bei aller Schönheit immer, daß auch Ungenügen und Entsetzen dort möglich waren.

Daß man aber bei Boller an weiß gedecktem Tisch seine petits pois verts essen und fünf Minuten später auf dem See Schiffchen fahren, und wenn man ein Schulkind war, kaum daß man aus dem Schiff sprang, in seine Schulklasse eintreten konnte, das lichten uns Kindern eine märchenhafte Verbindung von Sommerfrische und Stadt zu sein. Die Schule für die höheren Töchter der Stadt sollte ja, wie es hieß, in dem alten Münster untergebracht sein, das nicht weit vom See entfernt stand, und dessen feste Türme man von hier aus sah.

Wir gingen in den nächsten Tagen in das ehemalige Kloster, das an das Münster angebaut war, hinein. Ein Kreuzgang mit Säulchen zwischen den Fenstern lief um den Hof herum, in dem ein Brunnen stand. In der Schulpause drängten sich aus den Klassenzimmern in den Kreuzgang hinlisierend und singend schwatzende Mädlein Arm in Arm, in ganzen Ketten. Die unterste Klasse des Lehrerinnenseminars, in der auch vier Schülerinnen für die eidgenössische Maturitätsprüfung vorbereitet wurden, hatte schon zu Ostern begonnen, und man mußte damals schon fünfzehn Jahre alt gewesen sein, wenn man aufgenommen werden wollte. Diese Auskunft bekamen wir im Rektoratszimmer sogleich, und als sich auf Befragen herausstellte, daß ich nicht nur zu jung war, sondern auch in den meisten Schulfächern noch nie Unterricht erhalten hatte, riet man uns, ich möchte bis zu den folgenden Ostern in Zürich die Sekundarschule besuchen, um dann einigermaßen vorbereitet in die nächste untere Seminarklasse als Maturandin einzutreten.

Der Rektor hatte jedoch mit der munteren Nachhaltigkeit meiner Mutter nicht gerechnet. Im Gedenken an die eigene Schulzeit und an meine Wiener Lehrer schlug sie vor, man möge mich doch versuchsweise in die Klasse setzen und sehen, ob ich nicht auch jetzt schon dem Unterricht folgen könne. Der Rektor war höflich gegen Fremde, und seines Sieges sicher, gewährte er Mama ihre Bitte.

Ich ging schon beklommen hin und saß noch viel kläglicher da. Gleich in der ersten Stunde, die ich mitmachte, erzählten die Schülerinnen dem Gesichtslehrer von der Verfassung eines Griechen namens Kleisthenes, und immer setzte die Eine in artig fragendem Tone da fort, wo die andere aufgehört hatte. In der folgenden Stunde konnten die Gefragten alle den Unterschied zwischen Dolden und Trugdolden, zwischen Trauben und Rispen angeben. Und ich? Höchstens hätte ich einige Geschichten von den Babenbergern oder von Maria Theresia oder die ritterliche Begegnung zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern erzählen können, aber von Pflanzen waren mir die Blumen aus unserer Sommerfrische nur als Gefährten bekannt, und ich hätte im besten Fall noch ihre landesüblichen und kindlichen Namen gewußt. Am folgenden Tage kam ich wieder und lächelte freundlich über den vermeintlichen Scherz der Lehrer, mich über Kleisthenes sowie über Dolden, Rispen und Trauben zu fragen, was ich doch von gestern wissen mußte. Sie meinten es aber ernst, und erklärten darauf, sie wollten es mit mir wagen, wenn ich verspreche, alles mir Fehlende nachzuholen.

Latein hatten die vier Maturandinnen in ihren besonderen Stunden seit zwei und einem halben Monat betrieben, das konnte ich in den nun beginnenden Sommerferien lernen, meinte Mama; es werde sich auf dem Lande ein Pfarrer finden, der mir dabei half. Wir reisten an den Walensee, in einen

treffen, eine größere Gewährleistung für ein dauerndes Glück bieten, als eine in Leidenschaft und Unkenntnis getroffene Entscheidung zweier junger unerfahrener Menschen."

Ein Beweis dafür, daß die alte Sitte der Gattenwahl durch die Eltern als normaler und befriedigender Zustand empfunden wird, dürfte übrigens darin zu finden sein, daß sich bisher kein Protest dagegen erhoben hat. Obwohl heutzutage Sturm gelaufen wird gegen die alten Pfeiler des indischen Gesellschaftslebens wie das Kastensystem, die Unberührbarkeit, das Purdahsystem (d. h. das abgeschlossene und verschleierte Leben der Frauen) gegen das Verbot der Wiederverheiratung der Witwen u. a. m., obwohl besonders die indische Frauenbewegung mit großer Energie und Ausdauer um die Erneuerung des indischen Lebens und um die Befreiung der indischen Frau kämpft, bin ich niemals, weder in öffentlichen noch privaten Diskussionen, der Forderung auf freie Wahl der Ehepartner durch die zukünftigen Eheleute selbst begegnet.

Ich habe eine Menge indischer Ehen kennen gelernt, gute und weniger gute, Fälle von beispielhafter gegenseitiger Liebe und Fürsorge und Ergebenheit und andere Fälle, in denen der enorme Bildungsunterschied zwischen den Ehegatten eine Ehegemeinschaft, wie sie uns als Ideal vorschwebt, unmöglich machte. Die große Ergebenheit in ihr Schicksal, das Sichabfinden mit den gegebenen Tatsachen, dieser wesentliche Zug der indischen Mentalität, bewirkt aber, daß das Familienleben wie das Alltagsleben überhaupt in Indien reibungsloser, leichter, unproblematischer und unkomplizierter vor sich geht als bei uns und daher oft mehr Frieden und Segen in sich birgt, als wir es im europäischen Leben anzutreffen gewohnt sind.

Dr. Anita Kashyap, Patiala (Indien).

Bund Schweizer. Frauenvereine

In seiner letzten Sitzung setzte der Vorstand des Bundes Schweizerischer Frauenvereine die Tagesordnung für die in Neuenburg stattfindende Generalversammlung fest. In verschiedenen Vorträgen und Orientierungen werden hauptsächlich Probleme der Jugendlichen erörtert, wie die Frage des obligatorischen Arbeitsdienstes für Mädchen und das Resultat einer vom Schweiz. Pfadfinderinnenbund veranstalteten Umfrage über „ce que cherche la jeunesse et ce qu'elle trouve".

Nachdem die Gesetzesstudienkommission durch Herausgabe eines Flugblattes für die Annahme des eidgenössischen Strafrechtes Propaganda gemacht hat, wendet sie ihre Aufmerksamkeit nunmehr der wiederaufgeworfenen Frage der Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung zu, sowie den zu erlassenden Ausführungsbestimmungen zu den neuen Wirtschaftsartikeln der Bundesverfassung. Zur bevorstehenden Revision des Bürgschaftsrechtes wird in einer Eingabe an den Bundesrat die schriftliche Zustimmung beider Ehegatten für die rechtgültige Eingehung einer Bürgschaft gefordert.

Die Erziehungskommission befaßt sich weiterhin mit der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts und hat ein Merkblatt für Mütter entworfen, welches die Richtlinien enthält, nach welchen das staatsbürgerliche Denken der Jugend durch die Familienerziehung gefördert werden soll.

Das Merkblatt der Hygienekommission zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten liegt in der endgültigen Fassung vor und es sind Unterhandlungen mit der protestantischen und katholischen Geistlichkeit über die Verteilung des Merkblattes an die Jugend im Gange.

Die Vorarbeiten für die eidgenössische Landesausstellung 1939 werden intensiv an die Hand genommen. In dem von der Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft anläßlich der Ausstellung herauszugebenden Handbuch wird ein von der Präsidentin des Bundes, Fräulein Nef, verfaßter Bericht über die Tätigkeit des Bundes erscheinen. Im Interesse einer ersprießlicheren Zusammenarbeit zwischen der Ausstellungsleitung und den Frauenverbänden ist ein besonderes Frauensekretariat geschaffen worden, zu dessen Sekretärin Fräulein Anna Martin, Bern, von der Ausstellungsleitung berufen worden ist.

Seit der letzten Vorstandssitzung sind dem Bund Schweizerischer Frauenvereine wiederum vier Frauenvereine beigetreten, nämlich der Frauenverein Hundwil, der Appenzellische Verband der Arbeitslehrerinnen, der Berufsverein Sozialarbeitender, Zürich, und die Sektion Thurgau des Schweizerischen Vereins der Freundinnen junger Mädchen.

C. E.

Wer nicht für uns ist . . .

Hat da das Feuille d'Avis et Journal de Sion, wie viele andere Schweizer Blätter größter und kleinster Sorte, durch die Schweizer Depeschenagentur zum Abdrucken einen kleinen Artikel bekommen, der über eine Konferenz der Präsidentinnen der Sektionen des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht berichtete. Solche Artikel pflegen die Blätter ganz oder gekürzt oder — wenn sie vor der Frau als Aktivbürgerin einen noch gar zu großen Schrecken haben — gar nicht zu drucken. Aber der Redaktor im Wallis fand offenbar, da müsse er eigene Fantasie walten lassen und mischte souveränerweise Tatsachen und eigene Weisheit, wie folgt:

„Am Sonntag hat sich der Schweizer. Verband für Frauenstimmrecht, etwa 40 Mitglieder zählend,* unter dem Präsidium von Frl. Sulzer (Thurgau) vereinigt.

Frl. Aellig aus Bern stellte fest, daß, wenn auch die Pressemeldungen, die monatlich versandt werden, von der Schweizer Presse kaum beachtet werden, sie doch die lokale und regionale Presse interessieren können.

Frl. Gourd aus Genf rechtfertigt die zum zweiten Mal erfolgende Lancierung der Initiative für das Frauenstimmrecht in Genf.

Diese Anmaßung (prétention) paßt kaum zu den Worten in der Bibel, in l'Ecclésiastique: Belasse dem Wasser keine Aufwallung, noch dem Weibe keinerlei Autorität!

Frl. Graf aus Basel stellt fest, daß es in der Frauenbewegung starke Gegensätze zwischen der heutigen und der nachwachsenden Generation gebe. Es ist dies das unvermeidliche Crescendo der libertinistischen Aspirationen der Frau des 20. Jahrhunderts.

Frau Hegg, Bern, verlangt staatsbürgerlichen Unterricht und Erziehung für die weibliche Jugend.

Also haben vier Fräuleins und eine Frau in dieser Konferenz die Wünsche für die Zulassung der Frauen zu öffentlicher Betätigung vertreten.

Aber wie dann, was würde aus der Familie? Die Frau hat ihren Platz in der Familie; wenn sie dort ihre ganze Pflicht erfüllen will, kann sie sich nicht offiziell mit außerhäuslichen Dingen abgeben; am Tage, da die Frau ins öffentliche Leben eintritt, wird die Familie sich auflösen und der Kommunismus kann lachen. Höchstes für die Frau muß sein; gute Gattin und hingebungsvolle Mutter." —

(Kommentar überflüssig! bemerkte dazu „Mouvement féministe", dem wir diese Notizen entnehmen. Arme Walliser Leserinnen, die da Wahrheit so sehr mit Dichtung — und was für einer! — vermengt berichtet bekommen! Red.)

* Die vierzig waren alles Präsidentinnen und Vorstandsmitglieder. Aber mit dieser Fassung hat das Feuille d'Avis die einigen tausend Verbandsmitglieder auf 40 reduziert !Red.

Erziehung zur und durch Musik

Daß die Musik ein großes, ein hochbedeutsames Element der Bildung darstellt, das wußten schon die Alten. Dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit seiner Neigung, den Intellekt zu überschätzen, war diese Weisheit ziemlich abhanden gekommen. Sie mußte wieder neu entdeckt werden, und nun beginnt sie, sich allmählich durchzusetzen. Heute weiß man wieder, daß Musik nicht ein Unterrichtsgegenstand ist, wie irgend ein anderer, sondern Grundlage der Menschenbildung überhaupt, — und dazu ein großes Heilmittel.

Musik ist unser Trost. Sie vermag uns zu „desintellektualisieren", uns vom Gefühl des Geeeiltseins, vom Unbehagen über unsere Situation innerhalb der Kulturgegebenheiten, zu erlösen, sie führt uns, so drückte es Professor Hänselmann in seinem Einführungsvortrag auf der Ende Juni dieses Jahres in der Schweiz — in Zürich, Bern und Basel — abgehaltenen internationalen Arbeitskonferenz für Musikerziehung und Heilpädagogik aus, zur „Ex-ganzung". Und ähnlich sprach Eduard Ruefenacht-Bern in seinem Vortrag über Improvisation als Erziehungsfaktor von der Aufgabe der Musik: Erziehung zur Ganzheit.

Wie sich die neue Einstellung zur Musikerziehung im öffentlichen Schulwesen auswirken kann, das erfuhren die Konferenzteilnehmer aus den temperamentvollen Ausführungen von Seminarmusiklehrer W. S. Huber in Basel, wo der Gesangunterricht jetzt bom Kindergarten bis zur Universität nach einheitlichen Gesichtspunkten aufgebaut ist, und wo schon die Kinder lernen, sich in der Sprache der Musik, ihrem Alter gemäß, frei auszudrücken. Dies zeigten lebendig und herzerfreuend verschiedene Unterrichtsproben (nach dem System Lechner). In Bern sahen wir eine Kindergruppe, die von Frau Gertrud Biedermann im Anfertigen der Bambusflöte und in der Handhabung derselben unterwiesen wurden, und beim Anblick der kleinen Musikanten konnte den älteren Zuhörern wohl der Gedanke aufsteigen: „weh dir, daß du — kein Enkel bist".

Das Hauptinteresse der Konferenz lag aber nicht bei der allgemeinen Musikerziehung, sondern bei einem wichtigen Sonderzweig: bei der Anwendung von Musik und Rhythmik in der

Heilerziehung.

Blinde, Taubstumme und Lahme, Schwererziehbare und Schwachsinnige, kurz, alle Entwicklungsgehemmten, haben musikalische Erziehung nämlich noch viel notwendiger als das normale Kind. Ist die Musik in der Normalerziehung von großer, so ist sie in der Heilerziehung von ausschlaggebender Bedeutung und gleicht hier, wie Professor Leemann, der langjährige ärztliche Berater der Prager Taubstummenanstalt, im Anschluß an ein in der Anstalt für schwachsinnige Kinder in Bühl gezeigtes Dornröschenspiel so hübsch sagte, dem Prinzen, der siegreich durch das Dornengestrüpp hindurchdringt und mit seinem Kuß die schlummernde Seele weckt.

Die Beobachtungen des Heilpädagogen auf musikalischem Gebiet kommen aber auch der allgemeinen Pädagogik zugute und ebenso leisten sie der Musikpädagogik wertvolle Dienste. So könne man, meinte Professor Leo Kestenberg, Prag, dessen Initiative das Zustandekommen der instruktiven und anregenden Konferenz wohl in erster Linie zu danken ist, durch das Studium des Hörvorgangs bei den Anormalen, bei denen er wie auf „Einbahnstraßen verlaufe", wichtige Einsichten in das Wesen des Musikhörens, — ein Gebiet, auf dem sich viel Heuchelei breit mache und das noch wenig erforscht sei, — gewinnen. —

Dem Hörvorgang beim entwicklungsgehemmten Kind, der Wirkung von Musik und Rhythmus auf Anormale galten denn auch eine ganze Reihe von Vorträgen (Prof. Rényi-Amsterdam, u. a.). Man erhielt auch interessante Aufschlüsse über die Gebärdensprache (Prof. Katz, Stockholm, der einen amüsanten Film in der Gebärdensprache der Indianer zeigte), erfuhr Einzelheiten über praktische Musikerziehung im Ausland, hörte geistvolle Ausführungen von Ernst Ferand, Hellerau-Laxenburg, über das Wesen der Improvisation, einen feinsinnigen Vortrag von Gertrud v. Goltz, Bern, über den Gesangunterricht an der Hilfsschule und erhielt Hinweise auf heilpädagogische Methoden im Musikunterricht (Dr. Lowinsky, Haag). — Die Referate sollen später in einem eingehenden Bericht veröffentlicht werden.

Aber das wichtigste waren wiederum die

praktischen Beispiele,

darunter die hervorragenden musikalischen Darbietungen in der Blindenanstalt in Spiez (Musiklehrer Kölliker); erfahrene Musiker erklärten sie für geradezu bollendet. — Ganz anderer Art, aber nicht weniger eindrucksvoll, waren die Vorführungen in der Taubstummenanstalt in Zürich-Wollishofen, wo Mimi Scheiblauer seit Jahren rhythmischen Unterricht erteilt, — mit dem Erfolg, daß die Kinder instand gesetzt werden, die Vibration der musikalischen Töne zu fühlen, zu unterscheiden, in Bewegung umzusetzen. Wahrhaftig, hier ist ein Weg gefunden, den Taubstummen aus seiner „geistigen Finsternis" herauszuholen. — Packend war auch die kleine Musikdarbietung einer Mädchengruppe aus dem Mathilde Escher-Heim in Zürich, wo es Olga Zollinger nach vielfältigen und mühsamen Versuchen gelungen ist, in den gelähmten oder sonst körperlich behinderten und dabei oft auch seelisch gehemmten Kindern den Sinn für die Musik zu wecken. Freude und Stolz strahlte aus den Augen der armen Geschöpflein, als sie mit zarten Stimmen und rührenden Gesten ihre selbstgefundenen kleinen Stücklein vortrugen.

Wie mannigfache Funktionen die Musik bei der Bildung von Schwererziehbaren und Schwachsinnigen zu erfüllen hat, zeigte sich bei musikalisch-rhythmischen Vorführungen im Landerziehungsheim für Knaben in Albisbrunn, in der Anstalt Weißenheim für schwachsinnige Mädchen in Bern, bei den rhythmischen Uebungen von Melitta Kosterlitz-Hellerau-Laxenburg, mit schwachsinnigen Kindern in Basel, und sehr eindrucksvoll bei der Lektion, die Laurette Gries-Zürich in der Anstalt Bühl bei Wädenswil mit schwachsinnigen Kindern abhielt; auch schwerfällige und schwer zugängliche Kinder machen willig mit, fügen sich in die Gemeinschaft, nehmen aufeinander Rücksicht; ihre Bewegungen lockern sich, die Mienen erhellen sich: minutenlang konnte man fast vergessen, daß man schwachsinnige Kinder vor sich hatte.

Daß Musik auch in die Nacht der Geisteskranken freundlich einzudringen vermag, zeigten die von Helene Horrisberger und Mimi Scheiblauer geleiteten rhythmischen Uebungen in der Anstalt Friedmatt in Basel.

Wir müssen uns mit diesen knappen Andeutungen über den Verlauf der Konferenz — die übrigens sowohl in Zürich wie in Bern und in Basel behördlicherseits gastfreundlich aufgenommen wurde, — begnügen. Nur auf eines sei noch hingewiesen: sie hat weithin sichtbar gemacht, daß die Anregungen, die von Musikpädagogen, wie Jaques-Dalcroze, von Heilpädagogen, wie Hänselmann, ausgegangen sind, speziell auch in der Schweiz, auf fruchtbaren Boden gefallen sind, und daß sich im Bereich der Musikpädagogik und ganz besonders in dem der Heilrhythmik auch der Frau ein neues Arbeitsfeld für erfolgreiches Wirken erschlossen hat, — ein Feld, auf dem sie, unterstützt durch Einfühlungskraft und Mütterlichkeit, zu schöpferischem Wirken berufen erscheint.

E. G.

Zum 70. Geburtstag von Prof. Ragaz

Am 28. Juli dieses Jahres feiert Professor Leonhard Ragaz seinen 70. Geburtstag, dessen auch viele Frauen dankbar gedenken werden. Wer allerdings diesen Mann nur aus der ihm feindlichen Presse kennt, der wird ein sehr unzutreffendes Bild seines Wollens besitzen, wer aber seinen Kampf seit Jahren und Jahrzehnten verfolgt hat, der weiß, daß das Entscheidende seines Wesens nicht die oft schroffe und einseitige Polemik ist, sondern die furchtlose und bedingungslose Treue gegenüber der ihm anvertrauten Botschaft: dem Kampf gegen den Krieg und die soziale Ungerechtigkeit, dem Ringen um eine bessere Schweiz. Sicher gehört auch ein großer Teil unserer Leserinnen zu denen, die Prof. Ragaz zum mindesten geistige Anregung verdanken, meist aber wohl mehr: Weckung des sozialen Gewissens, Vertiefung des Denkens und religiöse Erbauung im besten Sinne des Wortes.

Der Frauenfrage und den Frauenbestrebungen hat Prof. Ragaz von jeher großes Verständnis und ritterliche Hilfsbereitschaft entgegengebracht. Dankbar gedenken heute die Zürcherinnen seines Einstehens gegen die Wiedereinführung einer Reglementierung der Prostitution in ihrer Stadt im Jahre 1912 und gegen die Herabwürdigung des Mutterwerdens zur Kino-Sensation im Jahre 1930. Der Vortrag: „Die Prostitution ein soziales Krebsübel" ist später im Druck erschienen, es ist eine der besten Schriften zu dieser Frage, die nur ein Mann von reinster Gesinnung schreiben durfte. Der tiefe Eindruck, den das gesprochene Wort bei den Hörern hinterließ, hat damals ein städtisches Reglementierungsprojekt lautlos begraben.

Auch im Kampf gegen den Film „Frauennot, Frauenglück" hat Ragaz auf Bitte der Frauen ein gewichtiges Votum übernommen, trotzdem es ihm viel häßliche Anfeindung, auch aus seinem eigenen Reihen eintrug.

Es wäre kein gutes Zeichen für ein Volk, wenn es einen Mann von der überragenden Größe eines Leonhard Ragaz nicht erträge. Helfen wir ihm vielmehr in seinem Kampf — nicht durch gedankenloses Nachbeten, sondern durch eigenes Weiterdenken und Weiterhandeln, durch verständnisvolle Kritik und durch ein energisches Frontmachen gegen die Hetze, die teils aus Unkenntnis, teils aus Böswilligkeit seinem Wollen und Wirken feindlich entgegentritt. Unsere herzlichen Wünsche begleiten Prof. Ragaz in sein 8. Jahrzehnt. Möge sich an ihm das biblische Wort erfüllen: Um den Abend wird es Licht sein.

Maria Fierz.

---

größeren Ort, von dem man zu den Churfirsten aufblickt, und Mama sprach mit mir im katholischen Pfarrhaus vor. Die Messingbeschläge an der Haustüre funkelten wie Feuer, und die Gardinen in der Wohnstube hingen wie weiß lackiertes Blech herab. Mein Töchterchen? fragte der Pfarrer und lachte. Er sei kein Philologe und kein Lehrer, habe nie ein derartiges Examen abgelegt, gab er nach einigem Ueberlegen Mama zur Antwort, aber die Anfangsgründe werde er wohl noch schaffen, da habe sie schon recht, und es freue ihn sogar, die lateinische Grammatik wieder hervorzuholen. Er nahm nun mehrere male in der Woche mit mir Verben durch und ließ mich Uebungsstücke im Lehrbuch übersetzen. Wenn er nicht mehr weitergehen wollte, erzählte er mir seine Studentenscherze, die sich auf das Lateinische bezogen. „Bibo-bibsi" konjugierte ein fechtender Theologe vor einem Pfarrhaus, „bibo-babsi" der zweite, und nur der dritte, der bibo-bibi wußte, bekam den Wein. Mit einem verbindenden Scherz ließ mir der Pfarrer statt des Weines nun einen himmelblauen Teller voll roter Johannisbeeren bringen, die gerade in seinem Garten reif geworden waren.

Da es mich auch auf die Höhen zog, stieg ich manchmal mit Buch, Heft und Beistift hinauf, und versuchte, da oben zu lernen. Einmal fiel ich, da ich mein Handwerkszeug in der Hand, mich nicht gut festhalten konnte, über einen Steinbruch hinab, und blieb in jämmerlichem Zustand eine Weile unten liegen. Erst mit Hilfe Vorübergehender schlich ich dann heim in unseren Gasthof. Dort lag ich eine Zeit lang bewußtlos auf dem Sofa, wusch mir am Abend, so gut es gehen mochte, die Wunden aus, und fieberte in den folgenden Nächten. Zum Pfarrer humpelte ich am Stock. Mama ging lächelnd herum, als merke sie die ganze Geschichte nicht, obwohl meine Schwestern sie darauf hinwiesen. Sie hat nie nach meinen Wunden gefragt und noch weniger sie angesehen.

Als ich nach Zürich zurückkam, um zunächst während der kurzen Schulzeit zwischen Sommer- und Herbstferien das Seminar zu besuchen, war ich noch lange nicht auf dem Laufenden. Meinen Geburtsanzug, mit dem ich hier zuerst aufgetreten war, hatte ich gegen ein Schulkleid vertauscht, aber die schmalen hellbraunen Röpse trug ich noch immer in österreichischer Art um den Kopf gesteckt. Meine Kamerabinnen bemerkten dies alles. Bist du wirklich aus Wien? fragte mich Margot, indem sie sich mit beiden Armen an ihren Freundinnen festhielt, und in einer Reihe mit ihnen vor mir stehen blieb. Daß ich bejahte, machte ihr Eindruck, doch wußten wir beide nichts weiter zu sagen. An uns vorüber ging ein Mädchen mit sprechenden Zügen in einem Wald von dunkelblonden Locken, auch am Arm einer Freundin. Sie sah mich ernsthaft an, aber gleich darauf wieder weg, als verwehrte sie sich selbst ihre Neugierde. Dieses Mädchen gefiel mir gut. Sie hieß Verena Amstutz, schien etwas älter zu sein als die anderen, und wurde von den Lehrern mit Auszeichnung behandelt. Sie meldete sich gern, gab meistens richtige Antworten und freute sich darüber. Wenn sie aber einmal etwas Falsches gesagt hatte, wurde sie rot, ihr Gesicht entfaltete sich dann, und sie schien auf sich selbst böse darüber zu sein, daß sie nicht still geschwiegen hatte. Von meinem Platz aus drehte ich mich manchmal verstohlen um und suchte ihr großgeformtes Gesicht zu sehen, und darauf das Erschrecken über die schlechten und die Freude über die guten Antworten, die sie gab.

Liebenswürdig kam Suzanne, die aus dem Welschland stammte, auf mich zu und fragte mich, ob ich nicht, wenn meine Mutter abreise, zu der Arztwitwe ziehen wolle, wo sie selber wohne. Dort habe man es so gut wie zu Hause und die Hausfrau habe ihr die Erlaubnis gegeben, mir davon etwas zu sagen. Wenn Suzanne es schon so gut fand, war es gewiß zu bequem und phäakenhaft für mich in Mamas Augen; sie sollte nicht glauben, daß ich ihre asketische Erziehung floh und nach etwas so Gutem verlangte. Die blasse Berta aus einer höheren Klasse kam auch zu mir, so wie wenn sie Einer damit beauftragt hätte, und schlug vor, daß meine Mutter das leere Zimmer bei dem kantonalen Beamten Herrn Winkel ansah; sie selbst sei dort zufrieden

Von diesem Zimmer sagte ich Mama, und sie begab sich sogleich in das Gewirr kleiner Gäßchen zwischen Schwurgerichtsgebäude und Predigerkirche, und mietete bei Winkel die leere Stube für mich. Frau Winkel warnte davor, daß Mama etwa meine, bei ihr einen „feinen Haushalt" zu finden, bei ihr ginge vielmehr alles einfach zu. Einfach, ereiferte sich Mama, richtig zu stellen, sei es bei uns in Wien auch; wir wechselten keineswegs so oft die Teller wie Pension Boller. So redeten die Frauen aneinander vorbei, denn „einfach" und „fein" waren für Frau Winkel feststehende Titel wie für den Dienstmann das Hotel ersten und zweiten Ranges.

Ich zog also ein. Eine enge, sehr laut knarrende Holztreppe führte in das schmale Häuslein hinauf. Auf jedem Treppenabsatz lag nur je ein Raum vorne heraus und einer hinten hinaus, je mit zwei winzigen Fensterlein. Der oberste Raum nach dem Schwurgericht zu war der meine. Die Wohnstube lag zwei Treppen tiefer im ersten Stock, der Küche gegenüber, und der Estisch blieb immer ohne Tischwäsche, Tag und Nacht mit einem zerkratzten Wachstuch bedeckt. Die Tropfen, die beim Morgenessen aus der riesigen Kaffeekanne darauf fielen, wurden gleich mit einem feuchten Stück Stoff, das einmal einem Hemd angehört hatte, und an dem Kragen und Schultern noch zu erkennen waren, weggewischt. Beim Mittagessen saßen an der Schmalseite des Tisches auf dem Sofa, dessen roter Bezug mit weißen Ziernägel an dem Holzrahmen befestigt war, Mutter und Vater Winkel und führten den Vorsitz. Kurz nach zwölf Uhr rumpelte es auf der Treppe: ein paar Handelsschüler, die erst nachmittags mit dem Zug in ihr Dorf zurückfahren konnten, arbeiteten sich mit schwerem Schubwerk herauf und traten ein. Wohlerzogen wandten sie sich gleich an der Treppe zu den Eltern, dann zu Berta und mir und den Töchtern Winkel, mit einem lauten „guten Tag, mit einander!" Da sie nicht zugleich anhoben, klang es wie ein Kanon. Schweigend schafften sie dann, ihrer Tätigkeit ganz hingegeben, zuerst mit dem Löffel dann mit Gabel und Messer, wie wenn es eine schwere Arbeit mit schwerem Werkzeug gegolten hätte. „Ja, herried, nehmet doch noch!" rief die Hausfrau, hoch mit der Stimme ausholend, dazwischen, wenn sie ihren Teller leer gegessen hatten und sich suchend auf dem Tisch umsahen; sie brachte aus der Küche noch einmal die emaillierte einem Waschbecken gleichende Schüssel, mit neuen Mehlknöpflein gefüllt, herein. War auch die zweite Ration leer gegessen, so erhoben sich die Schüler beim letzten Birsen, wandten sich wieder den Eltern auf dem Sofa, sodann uns Mädchen zu und sprachen als Kanon: „lebet wohl,

Eine Getreue

Im Sonnen- und Sommerglanz lag der Friedhof Rehaly, als Elisabetha Dorn (1850 bis 1938), die weit herum bekannte und beliebte „Sette", ins Grab ihrer Herrin und Freundin, Frau Augusta Baragiola-Breidenstein, gebettet wurde.

Erst 15jährig hatte sie einst ihr ärmliches, durch die weise Güte ihrer Mutter bereichertes Heim im Taunus verlassen, um ihre „Weltreise" anzutreten. Diese führte sie ins berühmte Erziehungsinstitut Breidenstein in Grenchen. Dort empfing das Mädchen mannigfaltige Arbeitsschulung. Aus der Gespielschaft mit der Tochter des Hauses wurde, nach deren Verheiratung, eine dauernde Lebensgemeinschaft. Ins Elsaß, später nach Italien und zurück in die Schweiz folgte Sette getreulich, unermüdlich ihrer Herrin. Auf und ab, durch Licht und Dunkel führte der Weg. Jede Arbeit, jede Erholung geschah zu Zweien. Mein und Dein verwischten sich. Die Kinder und Freunde der Familie gehörten beiden und umhegten beide. Für alle war die Sette, mit ihrem Herzenstakt, mit ihrer unbedingten Verlässigkeit und ihrer Hingabe, die nicht Aufgabe ihres innersten Selbst bedeutete, eine Erbauung, etwas Einmaliges.

Nach beinahe 70jähriger gemeinsamer Wanderung fand die Herrin — wie sie es sich oft gewünscht — als erste ihre Ruhestätte. Mutig, aufrecht blieb unsere Sette auch jetzt. Gerne ließ sie den klaren Blick rückwärts schweifen, doch ohne Gegenwärtigem warme Anteilnahme zu versagen. Nachdem diese überzeugte Katholikin ihren Lebenswillen nicht kampflos dem Unabänderlichen unterworfen, ging sie friedvoll dem Ende entgegen. E. T.

Der Heimat dienen

IV.

Aus ihrer beruflichen Erfahrung heraus, als Vorsteherin eines Frauenarbeitsamtes, schreibt uns im Rahmen des Wettbewerbes „Zur geistigen Landesverteidigung" eine Leserin:

.... Jede denkende Frau kann geistige Landesverteidigung üben, sei es auf diese oder jene Art, je nach ihrem Stand und Beruf. Hier möchte ich zu den Hausfrauen und Müttern sprechen, d. h. vor allen Dingen zu den Dienstboten haltenden Frauen und zu den Müttern heranwachsender Töchter.

Mein Beruf bringt mir jeden Tag aufs Neue den wirklich bestehenden und so viel besprochenen und beschriebenen Dienstbotenmangel nahe. Seit Jahren konzentrieren sich in meiner Amtsstube die Klagen der Dienstboten suchenden Hausfrauen und seit Jahren ringe ich gleich vielen anderen tätigen Frauen um die Lösung der Hausdienstfrage. Wer sich lange und intensiv mit dieser brennenden Frage befaßt und wer die Möglichkeit hat, jahrelang Hausfrauen und Dienstboten anzuhören, dem zeigen sich die Ursachen der heutigen Dienstbotennot und die Mittel und Wege zu ihrer Behebung in klarerer Art als den Ausschauenden.

Die Ursachen liegen weit zurück und sie liegen in erster Linie bei den Hausfrauen und Müttern. Bis vor wenigen Jahren hatte unsere Schweiz während Jahrzehnten fast alle Dienstboten, vom untersten Küchenmädchen bis zur Hausbeamtin, aus dem nahen Auslande. Warum das? Ich höre ein ganzes Heer von Hausfrauen antworten: Weil die Ausländerinnen immer bessere Dienstboten waren wie unsere Schweizerinnen und weil es stets an einheimischen Hausgehilfinnen mangelte. Warum und in welcher Beziehung taugen die Ausländerinnen besser für den Hausdienst? Viele werden sagen: Das „Dienen" liegt ihnen besser, sie sind einfacher, anspruchslos er und williger und andere werden sagen: Sie sind viel tüchtiger in allen Hausarbeiten, wie unsere Schweizerinnen. Alle diese Behauptungen sind zum Teil richtig, aber in ihrer Wahrheit liegt ein Vorwurf für uns Schweizerinnen, als Patriotinnen, Arbeitgeberinnen, Hausfrauen und Mütter. Ist es denn wirklich so wichtig, eine Hausgehilfin zu haben, der das „Dienen" im Sinne eines sklavenhaft-untertänigen Gehorchens absolute Angeborenheit ist? Wird nun nicht gerade dieser Charakterzug einem ganzen großen Volke zur Gefahr und uns zur ernsten Warnung? Wenn aber die Ausländerinnen wirklich so viel tüchtigere Hausgehilfinnen sind wie unsere Schweizerinnen, fällt da nicht der Ruhm, zu Lasten unserer Schweizerfrauen und -Mütter, auf die Frauen des Auslandes, die ihren Töchtern die besonderen Fähigkeiten zur Hausarbeit und die guten Kenntnisse beizubringen vermögen?

Bei diesen Ueberlegungen muß die geistige Landesverteidigung einsetzen, indem wir uns klar machen, was es heißt, Schweizerin zu sein, einem Lande angehören zu dürfen, dessen oberstes Prinzip die persönliche und geistige Freiheit jedes einzelnen ist. Gerade diese Freiheit sollen wir ja verteidigen und vor allzu großem fremdem Einfluß hüten. Denken wir einmal daran, daß während Jahrzehnten unzählige Ausländerinnen als Dienstboten in die Schweiz einreisten und durch Heirat Schweizerfrauen und -Mütter wurden. Sind sie rechte Schweizerinnen geworden, dann arbeiten sie und ihre Kinder nun mit uns an der Wahrung unserer Demokratie. In diesem Falle sind sie uns liebe Mitbürger. Viele aber sind innerlich geblieben, was sie vor ihrer Verheiratung waren und sie und ihre Kinder können eine große Gefahr bedeuten für unser Land. Die zersetzenden Ideen, die sich da und dort innerhalb unserer Landesgrenzen bemerkbar machen, zeugen von einer starken Beeinflussung von außen. Daß sich aber Menschen, welche trotz dokumentarischer Schweizer-Nationalität innerlich Ausländer sind, und Familien, die durch verwandtschaftliche Bande mehr im Ausland als in der Schweiz wurzeln, leicht beeinflussen lassen, ist menschlich begreiflich.

Seien wir darum von jetzt an echte Schweizerinnen und ziehen wir eine Lehre aus all diesen Betrachtungen. Bemühen wir uns die Behörden zu verstehen, die neben den Interessen des einzelnen und denjenigen des einheimischen Arbeitsmarktes auch diejenigen der nationalen Gesinnung schützen wollen und schon deshalb den allzu starken Zuzug von Ausländern abperren müssen. Wir wollen nicht mehr nur immer über die Dienstbotennot und die Unzulänglichkeit unseres einheimischen Hausdienstpersonals klagen, sondern wir wollen alle dazu beitragen, dieses wichtige Problem in echt schweizerischem Sinne zu lösen. Wir können das, indem wir uns bemühen, den Hausdienstberuf so zu gestalten, daß sich unsere Schweizerinnen dafür begeistern können und indem wir unsere Schweizermädchen in Schule und Haus wieder mehr auf diesen Beruf aufmerksam machen.

Wenn unsere Mütter sich darauf besinnen, daß die Bequemlichkeit, ohne die Böswilligkeit liebloser und egoistischer Menschen, keine entehrende oder erniedrigende Arbeit ist, sondern daß der Hausdienstberuf ein beglückender und idealer Beruf sein kann, von welchem das Wohl des einzelnen, der Familie und des ganzen Volkes zum Teil abhängt, dann werden sie sich bemühen, ihre heranwachsenden Mädchen in der Hausarbeit anzuleiten und ihnen geistig und praktisch die richtigen Voraussetzungen für diesen Beruf zu vermitteln. So lernen unsere Mädchen diese Arbeit als vollwertigen, schönen und aussichtsreichen Beruf schätzen und lieben und manch anderer Arbeit vorziehen.

Nicht der Staat, nicht die Arbeitsämter und Berufsberatungsstellen, nicht die Zeitungen, können uns einheimische Hausgehilfinnen bilden, sondern unsere Mütter müssen sie uns zuführen und unsere Hausfrauen müssen bereit sein, tüchtige und liebevolle Lehrmeisterinnen zu werden und zu sein. Es ist eine Kurzsichtigkeit, immer nur nach tüchtigem Personal zu rufen, ohne sich Rechenschaft zu geben, wer dieses Personal ausbilden soll. Da ist viel Selbstbesinnung und Besserung notwendig. Jede Arbeitgeberin sollte lernen, das Verhältnis mit ihren Dienstboten so zu gestalten, daß ihr jede Mutter ihr Kind gerne anvertraut. In echt schweizerischem Sinne sollen wir unsere Dienstboten als ebenso freie, ebenso fühlende, empfindende und sehnende Menschen betrachten wie wir es sind. Auch sollten wir uns hüten, die vermeintlichen, oft so ganz und gar nicht schweizerischen Vorzüge der Ausländerinnen höher zu schätzen, als die Tugenden unserer Schweizerinnen. Es sollte uns Bedürfnis sein, auch mit unseren Dienstboten eine Gemeinschaft zu pflegen, die nicht bloß ein freudloses Befehlen und Gehorchen, sondern ein segenbringendes Miteinander und Füreinander in Gesinnung und Arbeit ist. Sobald wir in diesem Punkte demokratisch handeln, werden die vielen berechtigten Klagen über Arbeitgeberinnen und Arbeitnehmerinnen immer mehr verstummen und die Hausdienstfrage wird sich auf ganz natürliche Art und Weise langsam lösen.

Ueben wir demnach geistige Landesverteidigung, indem wir alles daran setzen, im besprochenen Sinne immer unabhängiger zu werden vom Auslande. M. O.

Interessiert Sie das?

1930 waren von den **110,000 Hausangestellten** in Privathaushaltungen der Schweiz total 32,000 **Ausländerinnen.**

Es wurden an ausländische Hausangestellte Arbeitsbewilligungen erteilt:

1930 13,800 (für neu Zugereiste, aber auch für Erneuerung abgelaufener Bewilligungen)

1937 **6,500** (wovon nur 2,200 für neu Zugereiste und rund 3,800 für Aufenthaltsverlängerung).

Der Zürcher Hausfrauenverein protestiert gegen die Erhöhung der Preiszuschläge auf Fette und Oele

Er schreibt: Anläßlich der Abwertung des Schweizerfrankens hat das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement in Bern versprochen, dafür zu sorgen, daß lebensnotwendige Nahrungsmittel nicht ohne weiteres im Preise erhöht werden. Nun hat es neuerdings die Erhöhung des Preiszuschlages auf Oele und Fette angeordnet und damit dem Begehren der Bauernführer nachgegeben.

Viele Hausfrauen aus dem Mittelstand und aus Arbeiterkreisen trifft jeglicher Aufschlag auf Nahrungsmittel schwer. Sie sind sehr enttäuscht, daß die Eingabe der drei großen schweizerischen Frauenverbände vom 4. Februar an das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement das Gegenteil bewirkt hat: Statt den damaligen Aufschlag rückgängig zu machen, erfolgt eine erneute Preiserhöhung.

Die Annahme der Bauernführer, ein Aufschlag auf Fette und Oele habe einen vermehrten Butterverbrauch zur Folge, ist unrichtig. Eine Umfrage bei Hausfrauen verschiedener Städte brachte den bestimmten Entscheid, wenn man Fette und Oele verteure, so sei es umso weniger möglich, die hiesige teure Butter zu kaufen; der neue Aufschlag werde seinen angeblichen Zweck verfehlen.

Wir protestieren noch einmal energisch dagegen, daß die Preise lebensnotwendiger Nahrungsmittel erhöht werden, ohne daß die Weltmarktpreise es erfordern.

Wie Oel und Fett gewonnen wird

Nach einer Besichtigung der Oel- und Fettwerke „Sais" in Horn durch den Damenautomobilklub St. Gallen stellt uns eines der Klubmitglieder, unserem Leserkreise angehörend, die folgenden Ausführungen zur Verfügung. Wir Frauen, als Konsumentinnen, die eben jetzt wieder der Preisbildung dieser Produkte unser besonderes Augenmerk zu schenken haben (vergl. auch Nr. 12 vom 25. März), lassen uns gerne nun auch einmal über den industriellen Prozeß orientieren, der diese Produkte für den Verkauf fertigstellt. Red.

Die enthülsten, ungerösteten Erdnüsse und die fetthaltige Fruchtfleisch-Schale der Kokosnuß kommen in Säcken von den Frachtschiffen in Rotterdam und Triest per Bahn, oft in ganzen Extrazügen an die Rampe der Fabrik. Hier werden die Säcke in einem Schuppen haushoch aufgestapelt und bleiben bis zum Verbrauch gelagert. Von diesem Lager werden täglich bis 100,000 Kilos Erdnüsse bzw. Kokosnüsse verarbeitet.

Die Nüsse werden von einer speziellen Maschine gebrochen, durch Luftstrom von den hautförmigen Schalen und vom Staub befreit, gereinigt, gesiebt und kommen durch eine unterirdische Leitung in die Preßmaschinen, die durch sehr großen Druck bei mäßiger Erwärmung das Oel der Frucht auspressen. Dieses rinnt in kleinen Bächen in spezielle Auffangvorrichtungen und wird von da weiter in die Filteranlage geleitet. Eine Pumpe preßt das durch Fruchtfleischreste trübe Oel in Filterpressen durch dicke Leinen- und Baumwolltücher. Das reine Oel fließt goldgelb ab. Dieses, so appetitlich es aussieht, ist ein Rohprodukt und bedarf noch einer weiteren Reinigung, des Raffinierens.

Die Fettsäure wird in einem besonderen Niederschlagverfahren aus dem Rohöl entfernt. Nun ist das Neutralöl bereitet. Es hat noch etwas kräftiges Aroma der Frucht. Da dieser Geruch nicht zu jedem Salat oder zu jeder Speise passen würde, wird er entfernt, indem das Oel in luftleeren Räumen (Vacuumkammern) mit reinem Wasserdampf niedrigster Spannung behandelt wird. Dabei werden auch die letzten Spuren von Wasser im Oel entfernt, denn Wasser würde das Oel mit der Zeit zerstören, trüb oder ranzig machen.

Interessant ist die Verpackung der festen Fette. Eine äußerst sinnreich gebaute Maschine schneidet das Verpackungspapier in die richtige Form und Größe, faltet es, klebt es, füllt die so geschaffene Papiertüte mit dem Fett, kühlt dasselbe, damit es zur festen Fett-Tafel erstarrt, schließt das Paket und etikettiert es, wobei eine automatische Wage stets dafür sorgt, daß jedes Paket das richtige Gewicht erhält. Die menschliche Hand ist bei diesem Fabrikationsgang sozusagen ausgeschaltet, denn weder das Fett noch das Einwickelpapier werden von ihr berührt. Diese mächtige Verpackungsvorrichtung ersetzt einerseits viele Frauenhände, sie benötigt aber andererseits auch wieder viele zur Wartung und Kontrolle.

In speziellen Reinigungsanlagen werden die Fässer, Bidons und Glasflaschen peinlich sauber ausgewaschen und mit warmer Luft inwendig getrocknet. Weil neben der Feuchtigkeit auch das Tageslicht auf das Oel in den durchsichtigen Glasflaschen ungünstig einwirkt, werden die abgefüllten Flaschen in schwarzes Papier eingewickelt.

Der Abfall, welcher bei der Oel- und Fettgewinnung entsteht, die ausgeschiedenen Fettsäuren werden an die Seifenfabriken verkauft. Der Preßrückstand enthält noch etwa 6 Prozent Fett; er dient in Form steinharter Platten, Oelkuchen genannt, oder gemahlen als gutes Futtermittel. Die Landwirtschaft kauft dieses auf, dafür nimmt die Oelfabrik jährlich für Millionen Franken Butter von der Landwirtschaft ab zur Herstellung von Speisefetten.

Dr. R.

Kleine Rundschau

Die weibliche Polizei

ist ganz besonders in Ausbreitung in Warschau. In Polen ist die Verschleppung von Mädchen durch Mädchenhändler noch sehr häufig und wir dürfen annehmen, daß gerade das Wirken weiblicher Polizei berufen ist, im Kampf gegen dieses verbrecherische Treiben Besonderes zu leisten. Man meldet neuerdings darüber:

miteinander!" Dann rumpelten sie die Treppe hinunter. Die blasse Berta verschwand nach dem Essen zu ihren Aufgaben, die Winkeltöchter gingen in ihr Geschäft, und auch ich stieg in mein Zimmerchen unter dem Dach hinauf.

Das alles machte ich mit, dachte aber nicht weiter darüber nach, denn die Abreise Mamas und der Schwestern stand bevor und mich beschäftigte unausgesetzt der Gedanke: wird Mama den Abschied wahrnehmen, um einmal gut zu mir zu sein? Wird sie mich küssen? So stark war die Sehnsucht nach dem freundlichen Augenblick auf dem Bahnhof, wie ich mir ihn ausmalte, daß ich den Abschied deswegen fast herbeiwünschte. Eines Mittags war es soweit. Wir aßen an diesem Tage gemeinsam und fuhren gleich um die Mittagsstunde auf die Bahn. Die Schwestern fielen über mich her mit Neckereien und Fragen, was sie in Wien von mir bestellen sollten. Mama sagte, ich solle das gute Kleid nicht in die Schule anziehen und die Wäsche nach dem Waschen durchsehen, ob etwas daran zu sticken sei. Sie stiegen ein, die Schwestern winkten, der Zug fuhr ab, sie winkten noch lange und ich winkte auch.

(Schluß folgt.)

Emmeline Pethick-Lawrence: My Part in a Changing World

London Victor Gollancz Ltd. 1938

Dieses Buch ist ein Buch für die Vorkriegs- und Nachkriegs-Generation; beiden vermittelt es Wissen über viele Dinge, Lebensweisheit und schenkt dem Gemüt gute Stunden. Der ersteren, weil für sie jene köstliche Zeit wieder im Geiste auflebt, als auch sie auf der Höhe ihrer Kraft und Leistungen standen, im Kampfe um Ideale, um Freiheit und Gleichberechtigung für die Frauen; der letzteren, weil sie erfahren, wie ein Mensch im Kampf um höchste Ideale seinem Leben Sinn gibt, der Menschheit Aufstieg sichert.

Aber damit ist Wert und Inhalt des Buches keineswegs erschöpft. Von berufenster Seite wird endlich einmal der Kampf der viel geschmähten und verleumdeten Suffragettes in allen Einzelheiten getreu den Umständen und Vorgängen klar geschildert. Diese Suffragettes, die in der Vorstellung vieler — weil sie von dem wirklichen Geschehen nichts ahnen, nur die Ansichten der Gegner und einer „presse scandaleuse" kennen — als Petroleusen und Megären leben, waren in Wahrheit ein allerdings für England ganz neuer, wertvoller Menschentyp.

England, dem Lande des keep smiling und wait and see, erwuchsen plötzlich Revolutionärinnen, wie sie bis dahin die englische Geschichte unter ihren Männern und Frauen nicht aufzuweisen hatte. Die Suffragettes waren Revolutionärinnen in des Wortes schönster Bedeutung, sie kannten nur ein Ziel: Verwirklichung ihrer Ideale, denen gaben sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit hin, ohne jede Rücksicht auf Tradition und Familie. Sie waren bereit — von Hohn und Spott ganz zu schweigen — die unerhörtesten Leiden und Foltern zu ertragen für die Befreiung und Gleichberechtigung ihres Geschlechtes. Es waren nicht nur 10 oder 20 — nein viele Hunderte, die gleichzeitig in den Gefängnissen saßen; sie wurden aber nicht etwa als politische, sondern als gemeine Verbrecher behandelt. Sie traten in den Hungerstreik, wurden der Zwangsfütterung unterworfen. Bestand Gefahr für ihr Leben, — zwei starben an den Folgen der Zwangsfütterung — setzte man sie in Freiheit, kaum gesundet, wurden sie, zur Verbüßung der restlichen Strafe, wieder festgenommen. Ein eigenes Gesetz mußte zu solcher Schandmethode erfunden und in Kraft gesetzt werden. Lachend betiteilten die Suffragettes es das: „Katz- und Maus-Gesetz". Wahrlich die Vertreter der damaligen Regierung Englands spielten eine mehr als traurige Rolle. Ihr gesetzwidriges Vorgehen gegen die Frauen ist ein schmachvolles Blatt in der Geschichte Englands. Aber zur Ehre von englischen Männern muß erwähnt werden, daß viele dies erkannten und ihrerseits gegen die Regierung und für die Suffragettes den Kampf aufnahmen. An der Spitze stand Fred Pethick-Lawrence, der Mann Emmelines, nicht nur seine ganze Arbeitskraft und Unsummen Geldes stellte er der Sache zur Verfügung, sondern er nahm freudig Gefängnis, Hungerstreik und Zwangsfütterung auf sich.

Die Bewegung der Suffragettes umfaßte alle Kreise von den ärmsten Arbeiterinnen, die kaum ihr Leben fristen konnten, bis zu den Frauen des höchsten Adels und das will in dem konservativen England der Vorkriegszeit mehr besagen; als etwa in den Ländern des Kontinentes. Vernünftige Engländer empfinden heute noch tiefe Ehrfurcht vor einem Menschen, nur weil er gekrönt ist, ein hohes Amt bekleidet, oder Titel: wie Count, Lord, Lady trägt. Die Suffragettes sprengten die Schranken des Gesellschaftslebens und der Klassen, sie fühlten sich alle als entrechtete Frauen und das war ein Kitt, der fest einigte, alles Trennende überwand.

Das Buch „My Part in a Changing World" — „Mein Anteil am Wandel der Welt", handelt aber nicht nur von den Suffragettes, es enthält interessante Schilderungen über die Sitten und Gebräuche englischen Familienlebens des vorigen Jahrhunderts, besonders über die traurige, heute kaum noch anzutreffende Kindererziehung in der Nursery. Wir erhalten Einblicke in die sozialen Verhältnisse der Arbeiterinnen und die Bestrebungen, sie zu bessern. Wir erleben den Ausbruch des Weltkrieges, wir begegnen Frauen wie Jane Addams, Olive Schreiner, Annie Besant, Aletta Jacobs, Anita Augspurg und Männern wie Sir Jagadis Bose, Fridtjof Nansen, Rabindranath Tagore und vielen anderen und erfahren interessante Einzelheiten aus ihrem Leben. Wir bereisen europäische Länder, fahren in die Türkei, nach Aegypten, Indien, Süd-Afrika. Die Schilderungen sind lebendig, der Sinn der Verfasserin für Humor ist köstlich. Das Leben einer Frau voller Arbeit, reich an Glück und Schönheit aber auch an schweren leidvollen Stunden, wird uns offenbar, Emmeline Pethick-Lawrence begegnete auf ihrem Lebenswege Menschen der verschiedensten Art, Menschen aller Klassen, Reichen und Armen, hoch- und minderwertigen, sie stand in sozialer Arbeit, im öffentlichen, politischen Leben, da konnten Enttäuschungen traurigster Art auch bei intimsten Freunden, nicht ausbleiben: ohne ein bitteres Wort gegen die Urheber, als faits accomplis werden sie sachlich verzeichnet. In der jetzigen Zeit, wo Haß Aller gegen Alle das Maßgebende ist, berührt solches Verhalten besonders sympathisch. Die Verfasserin erlebt mit tiefem Schmerz den trostlosen Niedergang der Menschheit, aber ihr Sinn bleibt wach für das was trotz allem in den letzten 50 Jahren, besonders für die Befreiung der Frauen aller Völker und auf sozialen Gebieten vielerorts erreicht wurde und ihr Glaube, daß diesem Niedergang ein Aufstieg folgen muß, ist nicht zu erschüttern. Der Inhalt des Buches stimmt freudig und wem täte das in dieser Zeit nicht not? L. G. H.

Wer reist verlange unterwegs am

Kiosk

das Schweizer Frauenblatt.

Erhältlich an den **Bahnhöfen:**
Aarau, Altstetten, Arbon, Basel, Bern, Biel, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Langnau i. E., Luzern, Muri, St. Gallen, Romanshorn, Wil, Wohlen, Zürich.

Ovomaltine - kalt, im Schüttelbecher bereitet, das bekömmlichste Durst- und Nährgetränk der heissen Jahreszeit.

Schüttelbecher nebst Gebrauchsanweisung zum Preise von Fr. 1.- überall erhältlich, ebenso Ovomaltine in Büchsen zu Fr. 2.- und Fr. 3.60.

Dr. A. Wander A. G., Bern

„Die Zahl der Beamtinnen, die bei der erst vor kurzem gegründeten Warschauer weiblichen Polizei tätig sind, ist jetzt auf

rund zweihundert

gestiegen. Die Polizistinnen sind uniformiert; ihr hauptsächliches Arbeitsfeld sind die Bahnhöfe, wo sie die aus der Provinz eintreffenden Mädchen vor den Gefahren des Großstadtlebens schützen; auf das Konto der Frauenpolizei kommt die Verhaftung von einer ganzen Reihe gefährlicher Mädchenhändler. Ferner ist das Aufsuchen verschwundener Kinder ein bevorzugtes Arbeitsgebiet dieser Truppe; allerdings besteht hier eine eigentümliche Gefahr, die Kinder pflegen sich sehr eng an die Polizistinnen anzuschließen, und es sind Fälle vorgekommen, daß die Kleinen erneut von zu Hause geflohen sind, um sich in der Wohnung der Polizistin zu verstecken. Endlich gibt es noch eine weitere Gefahr: die Polizistinnen haben gegenwärtig den höchsten „Heirats-Koeffizienten" unter allen polnischen Mädchen; da Heirat gleichbedeutend mit Ausscheiden aus dem Dienst ist, muß ihre Zahl ständig ergänzt werden." epr.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Konsumgenossenschaften.

Die weitere Oeffentlichkeit zeigt sich häufig wenig vertraut mit dem Umfang und den Leistungen der Konsumgenossenschaften, obwohl sie eine wahrhafte Weltbewegung sind und große Teile der Völker mit Nahrungsmitteln und Bedarfsartikeln versorgen. Die bedeutendsten befinden sich in England und Schottland, die zusammen einen Umsatz von 3933,8 Millionen aufweisen, dann folgt Schweden mit 379,99 Millionen, Finnland mit 280,13 Millionen, Verband schweiz. Konsumvereine 200,48 Millionen, rechnet man dazu noch den Verband ostschweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften (VOLG) und den Verband der Genossenschaften Konkordia dazu, so ergeben sich für die Schweiz im ganzen 251,62 Millionen. Sie steht somit im dritten Rang und übertrifft sogar Schweden. An der Bevölkerung gemessen, muß sie also zu oberst stehen und eine Ausrechnung auf den Kopf der Gesamtbevölkerung ergibt tatsächlich für die Schweiz die höchste Quote, nämlich Fr. 83.—, gegen Fr. 80.— in England, Fr. 62.— in Schweden und Fr. 76.— in Finnland.

Vom Schicksal eines Frauenbuches

Im November 1937 erschien die deutsche Uebertragung des Lebens von Madame Curie, verfaßt von ihrer Tochter Eve Curie — in dem von Dr. Bergmann gegründeten Bermann-Fischer-Verlag, Wien. Dieses Buch ist eine der schönsten Biographien, die im Laufe der letzten Jahre herausgekommen sind — und, ein Vergleich der deutschen und französischen Auflage bestätigt es uns, eine vorzügliche Uebersetzung. Eve Curie, die leichtbeschwingte Tänzerin, setzt hier ihrer Mutter ein Denkmal, indem sie uns nicht nur die Forscherin, sondern den Menschen nahe bringt. — Wohl kann ich mich erinnern, wie vor vielen Jahren uns ein alter, lieber Lehrer erzählt hat von den beiden Menschen, Pierre und Marie Curie, die in einem armseligen Schuppen — denn ein rechtes Laboratorium stellte ihnen niemand zur Verfügung — nach langen mühseligen Versuchen das Radium aus Pechblende hergestellt haben. Viele Jahre später ging ich selber auf dem Pariser Blumenmarkt hinter der Witwe Madame Curie her und schätzte mich glücklich, ihr den Korb in die Untergrundbahn tragen zu dürfen. — Doch hat niemand von uns allen, die Madame Curie verehrt haben, gewußt, durch wieviel Nöte, Entsagungen und Stunden gespannter Hingebung im Dienste der Wissenschaft ihr großes Werk gelungen ist. — Das Lebensbild ihrer Tochter, das frei ist von jeder bemühenden Verhimmelung und den Menschen mit seinen menschlichen Schwächen und seiner demütigen Güte darstellt, ist so recht für die junge Generation geschrieben. Kein schöneres Buch wüßte ich einem jungen Menschen zu schenken. War doch das ganze Leben von Madame Curie eine Tat des Glaubens und der Liebe.

Kein Wunder, daß dieses Buch einen ungeahnten buchhändlerischen Erfolg hatte. So mußten die Auflagen in rascher Folge gedruckt werden. Nun steht in der Basler „Nationalzeitung" vom 9./10. Juli (Nr. 314) ein Artikel, betitelt: „Das Buch als Waffe des Friedens", in welchem darauf hingewiesen ist, daß vom Werke Eva Curies am 12. März eine Auflage ausverkauft war, worauf das Buch drei Monate lang vergriffen blieb. Nun geschah folgendes Merkwürdige in der Geschichte des Buches. Der Bermann-Fischer-Verlag in Wien wurde anläßlich der Besetzung Oesterreichs von den nationalsozialistischen Behörden beschlagnahmt. Daher begab er sich nach Stockholm, wo er unter dem gleichen Namen Bermann-Fischer-Verlag in Gemeinschaft mit dem größten schwedischen Verlag Albert Bonnier eine größere Anzahl Publikationen in deutscher Sprache erscheinen läßt. Unter anderem besitzt dieser Bermann-Fischer-Verlag in Stockholm das alleinige Recht auf das Werk von Madame Curie.

Gleichzeitig aber kommt der von der Gestapo beschlagnahmte und kommissarisch verwaltete Wiener Bermann-Fischer-Verlag mit einer Neuauflage von Madame Curies Leben — und bringt ihn im Ausland zum Verkauf. Die Basler „Nationalzeitung" schreibt dazu: „Beide nun konkurrierenden deutschen Ausgaben unterscheiden sich durch nichts, nur daß die Wiener Ausgabe verschweigt, daß sie illegal, d. h. von der Verfasserin nicht autorisiert ist, lediglich zu dem Zwecke der Devisenbeschaffung gedruckt."

Sollte dies wirklich wahr sein — und ein schweizerischer Verleger bestätigt mir, daß es so ist, so wäre dies ein verhängnisvolles Novum, das wir mit unsern Begriffen rechtlicher Sauberkeit nicht gut vereinbaren können. Wie die „Nationalzeitung" richtig bemerkt, erschüttern solche Praktiken das internationale Recht. Gibt es noch ein Urheberrecht — oder keines mehr? Allen Lesern bei uns, die das Leben von Madame Curie kaufen wollen, empfehle ich daher entweder die französische Fassung zu nehmen oder in der Buchhandlung ausdrücklich zu verlangen, daß sie die autorisierte Ausgabe, also die von Stockholm, wünschen. E. N.

Versammlungs-Anzeiger

St. Gallen: Damen-Automobilklub 25. Juli, 20.15 Uhr: Preisverteilung in der Brauerei Stocken.

Berichtigung

Der schweiz. gemeinnützige Frauenverein ersucht uns, die Meldung in der Berichterstattung über die Jahresversammlung in Aarau (Nr.26), daß er 250 Nähmaschinen zur Verteilung an die Frauenvereine der Bergdörfer erhalten habe, dahin zu berichtigen, daß es deren nur 52 waren.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch (abwesend). Vertretung: H. David, Tellstr. 19, St. Gallen.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Casanna Chur empfiehlt sich auch Passanten
Heim für Frauen und Töchter
Tel. 5.75 / Ecke Engadinstraße–Fontanastraße
Zimmer von Fr. 2.— an pro Tag
Zimmer von Fr. 6.— an pro Woche
Essen 3.50 und 2.50 pro Tag P 10467 Ch

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant P 6166 T
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen

Jongny sur Vevey 2039
Ecole nouvelle ménagère
Hauswirtschaft. Sprachen. Staatliches Sprachexamen.
Ferienkurse. Sport. Dir.: Mme Anderfuhren.

Das
Mütter- u. Säuglingsheim „Inselhof"
Zürich 8, Mühlebachstr. 158
nimmt für den im Herbst beginnenden zweijährigen Kurs in Säuglings-Wochenpflege noch einige Töchter auf. Anerkannte Schule des Wochen- und Säuglingspflegerinnenbundes. Eintrittsalter 20 Jahre. 4413

Für werdende und stillende Mütter!
CARISTOP (Kombination von Kalk- und Phosphorsalzen). Nach Dr. P. Günther
bewahrt Ihre Zähne vor dem Verfall und verschafft Ihrem Kinde bessere Zahnkeime. P 8345 Y
In allen Apotheken erhältlich. Verlangen Sie Kurpackungen. CARISTOP Company GmbH, Bern.

„Märwiler" ist gesund und aromatisch P 3195 G
Helfen Sie die alkoholfreie Obstverwertung fördern und verlangen Sie den Märwiler Obstessig bei Ihrem Spezierer

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080
P 2088 G

P 8543 Z
Salat mit dem feinen, milden **Obstessig**
In Leihfässern zu 35 Rp. per Liter franko
Mosterei Zweifel Höngg
Telephon 67.021

Bücherfreunden empfiehlt sich **Marie Schwarzmann**, Buchh. u. Antiqu., **Basel**, Schützenmattstr. 1, I. St. P 1646 Q

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, LaChaux-de-Fonds, Luzern
MIGROS
Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Etwas Abwechslung .....

das ist eine der ursprünglichsten Forderungen, die der Mensch an die Existenz stellt; ja selbst, wenn diese Abwechslung unangenehmer und mühsamer ist als die Regel, so will man eben „einmal etwas anderes"

So ist es namentlich beim **Essen**. Aber da kommt die Frage:

Was choscht die Abwächslig?

Da ist einmal die Mayonnaise, die auf nur 1 Franken das Pfund zu stehen kommt, — also nicht teurer als ein rechtes Fett — mit der man „Gsottes", Cervelat-Salat, kurz alles mögliche, so zusagen aus dem Alltäglichen heraus in die Sphäre des Delikaten heben kann. Unsere Mayonnaise ist sehr fest, sie läßt sich um 1/3 verdünnen, für Beigabe zu Salat noch mehr und so entsprechend „bschüssig".

Man kann bis 1½ Eßlöffel **lauwarmes** Wasser zusetzen, und wer eine schärfere Nuance wünscht, nimmt halb Wasser, halb Essig.

Die Hors-d'Oeuvre-Kurse

gehen mit heute zu Ende — um im Frühherbst wieder anzufangen. An 11 Vortrags-Nachmittagen und 39 Kursabenden haben insgesamt etwa 1400 Hausfrauen sich der Kunst gewidmet, mit wenig Geld eine „herrschaftliche Platte" herzuzaubern.

Es kommt auch aufs Format an!

Kleine Brötchen, mit Geschmack hergerichtet, schmecken eben anders als dasselbe in großen „Schollen" genossen, kosten aber nicht viel mehr.

Es kommt auch auf die Farbe an!

etwa eine Tomate in der Bratenplatte erfreut das Auge genau gleich wie in der Salatplatte oder als Brötchenbelag.

Der nächste Plan sei gleich verraten: Das Leitmotiv ist

Braten auf dem Rost!

Selbstverständlich werden wir schauen müssen, daß ein **kleiner Rost** rationell zu kaufen ist.

Toast statt gewöhnliches Brot

ist z. B. zum Tee prima, kostet aber nur ein paar Rappen mehr als dieses.

Aber auch

Fleischkäse und Cervelat

bekommen einen nobleren Geschmack und Aussehen vom „Grill".

Es ist wahr: das alles gibt mehr Arbeit — für alle Tage geht es nicht, — aber so ab und zu **etwas Festliches** ist geradezu rentabel, weil es den Lebensmut aufdonnert, und das kann man heute brauchen.

Jede Frau wird sofort merken, daß diese guten Räte von einem Mann kommen und in der „Gschwindi" geschrieben sind. Ja, aber schließlich kann sie eben merken, wo die Männer hinaus wollen in Sachen Abwechslung in der Küche und daß das seine Wichtigkeit hat, wie alle anderen „Kleinigkeiten", aus denen notabene unser ganzes Leben letzten Endes besteht.

Wir wären dankbar für weitere Vorschläge, wie man sich und anderen das Leben hienieden mit wenig Geld angenehmer und kurzweiliger gestalten kann in Sachen Essalien.

Preiszuschläge auf Speiseöle und Fette

Der Bundesrat beantwortet eine kleine Anfrage Burri u. a. wie folgt (Auszug aus der „NZZ."):

„Die Einfuhr von Speiseölen und -Fetten wird nach Möglichkeit beschränkt... die Erhöhung der Preiszuschläge auf der Einfuhr dieser Waren dürfte künftighin die Importeure zurückhalten..."

Ahnungslosigkeit ist keine unsympathische Eigenschaft. Aber beim Bundesrat wirkt sie etwas beunruhigend, weil die Folgen gleich die ganze liebe Volksfamilie angehen. Uns scheint eben, daß eine **Verteuerung des Ersatzes für Butter**, — und das sind die Speisefette eben für den Bedürftigen, **unausweichlich** ist — oder soll er etwa hungern, — dieses letztere ist sicher auch nicht die Absicht des Bundesrates. Welche Hausfrau aber wird ihrer Fettmischung **mehr Butter** zu Fr. 4.70 zusetzen, wenn die Speisefette z. B. von Fr 1.50 auf Fr. 1.60 aufschlagen, etwa um die Gesamtmischung zu „verbilligen" — sicherlich keine! Wenn nur bei solchen Gelegenheiten eine Frau Bundesrat mitberaten könnte, dann würde es anders herauskommen.

Anderseits darf man sich auch fragen, ob es richtig ist, den Oelfabriken zusätzliche Oelsaatenkontingente zur „Kriegsvorsorge" zu bewilligen und ein gleiches für Oel nicht zu tun? Man wußte doch, daß der Ziegel auf den Kopf des Konsumenten in Form der höheren Preiszuschläge fällig sei — soll da der Oeltrust durch die Einfuhr zu niedrigem Satz wieder profitieren nach bewährtem Dauerschema? **Oelsaaten** (ausgenommen Copra) sind nämlich nicht haltbarer als **Oel**; man hätte also ebensowohl zusätzliche Oelkontingente bewilligen können. Wie wäre es, wenn der Bund von den Oelfabriken die Preiszuschlags-Differenz nachverlangen würde, genau gleich wie er ihnen nach dem 26. September 1936 (Abwertung) anläßlich der **Herabsetzung** der Preiszuschläge auf ihre Lagervorräte eine Vergütung aus diesem Titel versprach.

Bei diesem Schaukelspiel mit den Preiszuschlägen ist nämlich „zufällig" der Trust immer der Gewinnende und der Bund und die Konsumenten die Dummen.

Hat man sich auch schon überlegt, daß **sich die Hausfrau einmal zur Wehr setzen** könnte gegen ebenso gewaltsame wie mit Hinblick auf den Schutz der Landwirtschaft sinnlose Preisverteuerung?

NEU! NEU!
Für die Hors-d'oeuvre-Platte:
***Oliven** in Salzwasser 110 g Dose **25** Rp.

Sardinen ff port.
in Oel *1/8 Dose **30** Rp.
in Olivenöl (ohne Haut u. Gräte 1/4 Dose **65** Rp.

Abschlag:
TON *ff. franz. 1/4 Dose **65** Rp.

Thon ff franz., in Olivenöl 1/8 Dose **35** Rp.
*Miettes in Oel 1/8 Dose **25** Rp.
Gänseleber, ff geträffelt, echt ungarisch 82 g-Dose Fr. 1.—
*Mousse de foie gras (Gänseleberpains) ungarisch, streichfertig 60 g-Dose 65 Rp.
Cornichons, in Weinessig 135 g netto 50 Rp.
*Delikateß-Gewürz-Gurken per 100 g 15 Rp.

Mayonnaise, feinste, per 100 g **20** Rp. (120-130 g-Glas 25 Rp., Depot 25 Rp.)
Ital. Salat fixfertig per 100 g **23**,8 Rp. (200-220 g-Glas 50 Rp., Depot 25 Rp.) (Jeden Freitag und Samstag erhältlich.)

Abschlag:
Reineclauden-Kompott gr. Dose **60** Rp.

NEU! Die vorzügliche NEU!
*Sommer-Schokolade **„Tutti-Frutti"**
(90-g-Tafel 25 Rp.) per 100 g **27**¾ Rp.

„KEA" (Kalt eingedickter Apfelsaft)
Das hochwertige, naturreine Apfelkonzentrat per ½ kg **98** Rp.
(510 g-Flasche Fr. 1.—, Depot 50 Rp.)

***Orangensaft, — Tafelgetränk**
Reiner, erstklassiger Orangen-Preßsaft, gezuckert, mit Zitronen und schwach kohlensäurehaltigem Wasser vermischt.
Keine künstlichen Aroma-Zusätze! per Liter **35**,7 Rp.
(große Flasche 25 Rp., Depot 25 Rp. extra)

***„Rami"** — **Tafelgetränk**, milchsäurehaltige Limonade mit Orangenaroma
(Depot 25 Rp. extra) große Flasche **20** Rp.

Täglich:
Vollrahm-Eiscornets per Stück **25** Rp.
Achten Sie auf den hohen Gehalt an wertvollem, nahrhaftem Rahm.

* Nur in den Verkaufsmagazinen erhältlich.